

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 12

Artikel: Ein Vorbild, das mit viel bedeutete : Antworten auf unsere Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

*Ein Vorbild, das
mit viel bedeutete*

Antworten auf unsere Rundfrage

Es ist manchmal schwierig, bei sich selber zu erkennen, dass ein Aussenstehender einen entscheidenden Einfluss auf unsere Haltung ausgeübt hat und mit welchen Worten, mit welcher Handlung, in welchem Augenblick das geschah.

Vorbilder wirken in den meisten Fällen unbewusst. Auch der Stolz, sein Leben selber zu gestalten, lässt wohl oft nicht zu, das Vorbild der Eltern gelten zu lassen. Deshalb vielleicht kamen in den Antworten auf unsere Rundfrage die Eltern nicht vor und deshalb (oder weil die Eltern wirklich kein Vorbild waren) fand mancher sein Vorbild nicht bei den Menschen aus seinem Alltag, sondern im Absoluten, bei Dichtern und Heiligen, bei Christus und sogar beim Herrgott. Etwa so sah auch der Leser sein Vorbild, der uns schrieb:

«Mit Stolz darf ich heute auf meine schwere und enttäuschende Vergangenheit zurückblicken. Es war ein Hindernislauf von Grossformat. Schon die lieblose Jugendzeit lehrte mich frühzeitig, Liebe und Achtung bei Gott zu suchen, und er gab mir beides, obschon ich in sehr enttäuschenden Situationen immer wieder an seiner Existenz zweifelte. Gerade in solchen Momenten aber war er mir am nächsten. Er stellte mich vor grosse Probleme, die ich mit seiner Kraft immer wieder zu lösen wusste. — Eines Tages stiess ich auf einen

hervorragenden Psychologen, der mit seinen wohldurchdachten Fragen tief in mich eindrang. Als wir uns verabschiedeten, gab er mir den guten Rat mit auf den Weg: ‚Wenn Sie fallen, stehen Sie wieder auf.‘ Das blieb mir. Ich fiel oft, aber nie blieb ich liegen. Immer war Gott meine Triebfeder, die mir wieder auf die Beine half um den harten Weg weiterzugehen, der mir nun einmal vorgezeichnet war. Was Wunder, dass ich Gott und seine Gläubigen als meine Vorbilder auserkor.»

Dieses grosse Vorbild hat mit allen andern das gemeinsam, dass ein Mensch hier etwas annehmen konnte und dass er nicht meinte, er sei sein ureigenster Herr und Meister. Vielleicht sind Frauen ihrer Veranlagung nach zu diesem Schritt eher bereit als Männer.

Unsere Auswahl zeigt, dass ein Vorbild in manchem Leben eine Wende gebracht hat. In den meisten Fällen aber war es, scheint es uns, so, dass der Mensch, der diese Wende herbeigeführt hat, auf eine bereits vorbereitete Seele wirkte — die Wende gleichsam nur noch auslöste. Hätten wir nicht täglich auch die Möglichkeit, mit einigen Worten etwas auszulösen, das auf Antwort wartet, auch wenn wir nichts weniger als perfekte Menschen sind?

B. H.

Qualität, nicht Quantität

Meine Lehrstelle war nicht gerade hervorragend. Um wirklich etwas zu lernen, mußte ich mit eigenem Geld Berufsliteratur kaufen; aber die Praxis war leider nicht käuflich. Ich hatte eine Lehrmeisterin, die mit meinen Leistungen immer sehr schnell zufrieden war. Auch konnte ich sie leicht hinters Licht führen, mich mit faulen Ausreden herauswinden. Ich spürte wohl, es war ein falscher Weg – aber wie da herauskommen?

Zur Zeit der Wirtschaftskrise war es schwierig eine Stelle zu bekommen, und gar noch in einem kunstgewerblichen Beruf. Und doch gelang es mir schließlich. Die neue Arbeit lag aber in einer ganz neuen Richtung. Mutig fing ich an und dachte, es werde schon gehen und war mit meinen Leistungen wie gewohnt schnell zufrieden. Aber ich hatte mich getäuscht. Alles kam zurück. Wiederholen! Wieder kam es zurück, noch besser machen. Und so ging es andauernd.

Die Angst stieg mir den Rücken hinauf, ich könnte die Stelle verlieren. Das durfte nicht sein, ich war auf meinen Verdienst angewiesen. Ich versuchte es immer wieder, strengte mich mehr an und weinte fast. Der Chef ließ sich nicht überlisten. Er schaute mir in die Augen, bat mich, die Arbeit zu wiederholen und erklärte mir sorgfältig und bestimmt, auf was es ankomme. Nicht Quantität, sondern Qualität sei das, was er brauche.

Mit rotem Kopf zog ich ab. Und plötzlich spürte ich eine Wandlung in mir. Langsam ging es bergauf. Und nach etwa einem halben Jahr war es soweit, daß ich keine Angst mehr haben mußte, die Stelle zu verlieren. Ich hatte mich durchgebissen.

Viele Jahre später, bei einem kleinen Fest, fragte ich meinen Chef, warum er mich eigentlich damals nicht hinausgeschmissen habe, ich hätte ja wirklich gar nichts gekonnt. Er lächelte und schwieg. Ja, sagte er dann, er sei oft nahe daran gewesen mich zu schicken. Aber immer, wenn es soweit war, habe er gesehen, daß es mir wohl an Erfahrung fehle, aber nicht am guten Willen. Dieser habe ihn ermutigt, die Geduld nicht zu verlieren.

Dieser Chef wurde mein Vorbild. Nicht nur in meinem Beruf. Er lehrte mich hart und geduldig, an mir selbst zu arbeiten. Er lehrte mich aber auch, nur saubere Arbeit zu liefern, und, wenn etwas mißlang, dazu zu stehen, ohne Ausflüchte zu suchen.

Diese Erfahrung begleitete mich durch mein ganzes Leben. Sie machte mir mein Dasein glücklich und zufrieden.

Im «Salmen»

Mein Vater war Arbeiter. Die Mutter bewirtschaftete mit uns Buben einen Kleinbauernbetrieb. Als ich nach Beendigung der Sekundarschule den Wunsch äußerte, studieren zu dürfen, waren die Eltern verständlicherweise nicht begeistert. Das kleine Einkommen wollte einfach nicht ausreichen, um mich schulen und auch meine beiden Brüder einen rechten Beruf lernen zu lassen. Als ich aber nicht nachgab, willigte zuerst die Mutter und dann, wenigstens halbwegs, auch der Vater in mein Vorhaben ein. Und mein Heimatkanton gewährte mir ein Stipendium, machte jedoch außerordentliche Leistungen zur Bedingung. Ich arbeitete verbissen und war an der Kantonsschule und am Poly, was die Noten betraf, immer der Erste oder Zweite. Daß ich ein eigentlicher «Schanzer» wurde, merkte ich nicht.

In der Praxis hatte ich dann Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Ich glaubte alles besser zu können und isolierte mich immer mehr von den Mitangestellten. So wurde ich mit der Zeit ein richtiger Eigenbrötler, über den hintenherum gelacht wurde. Ich litt unter Minderwertigkeitsgefühlen.

Im «Salmen», wo ich aß, galt ich ebenfalls als Sonderling. Ich saß allein an einem Tisch, verschlang mit rotem Kopf das Mittagessen und verschwand dann so rasch als möglich. Das Nachtessen nahm ich als einziger in einem Nebestübchen ein. Daß auch hier über mich gewitzelt wurde, liegt auf der Hand.

Die Hemmungen steigerten sich so, daß ich einen Psychologen aufsuchen mußte. Ich wußte schließlich nicht mehr aus noch ein und wäre am liebsten weit weg geflohen. – Da kam Hélène.

Als sie mir am ersten Abend im «Salmen» die Suppe gebracht hatte, drehte sie sich im Weggehen noch einmal um, blieb dann stehen und begann herzlich zu lachen. Zuerst schoß mir wieder das Blut in den Kopf, dann merkte ich, daß sie wohl über mich lachte, mich jedoch nicht auslachte. Es war wie wenn sie sagte: Was bist du doch für ein dummer Kerl, lache doch auch hin und wieder, dann geht alles viel besser.

Dieses fröhliche Lachen und die an den nächsten Abenden folgenden kleinen Plaudereien wirkten befreiend auf mich. Ich begann mich zum ersten Mal seit langem auf das Abendessen zu freuen.

Es ging nicht lange, so machte mir Hélène den Vorschlag, auch im Restaurant zu essen. Sie hatte schon eine kleine Fensternische für mich frei gemacht. Hin und wieder setzte sie sich nun für einige Augenblicke zu mir hin. Es war offensichtlich, daß mich das schöne Mädchen bevorzugte, und das schmeichelte meinem empfindlichen Wesen. Bald saß ich, ich wunderte mich selbst, mit anderen jungen Pensionären am selben Tisch. Ich hatte wieder lachen und fröhlich sein gelernt. Auch im Büro fand ich auf einmal den Kontakt zu den Mitarbeitern.

Soll ich noch weitererzählen? Es gab kein «happy end», keine Heirat. Hélène und ich waren zu verschieden. Wir blieben jedoch gute Kameraden und, Jahre später, konnte ich sogar Hélène einmal aus einer Depression helfen. * * *

Kein Privileg der Jugend

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß sich nur junge Menschen an Vorbilder halten, um ihnen nachzustreben. Gerade im Alter hat man sie besonders nötig.

Vor einiger Zeit wollte es ein freundliches Geschick, daß ich an einer Tagung neben einen berühmten Arzt und Wissenschaftler in Fragen des Alterns, einen Gerontologen, zu sitzen kam. Er sagte mir, wie wichtig die Disziplin in den späteren Lebensjahren sei und wie angenehm er es empfinde, sich an einen bestimmten Arbeitsplan zu halten. Er betonte, wie gesund und gesundheitsfördernd ein geordneter Tageslauf sich auswirke und wie Notwendend Impulse von außen sein können.

Er illustrierte dies an seinem eigenen Beispiel. Für eine Tageszeitung schreibt er regelmäßig über sein Fachgebiet. Früher habe er den jeweiligen Artikel rasch geschrieben, meinte er. Heute brauche er länger dazu. Aber er danke dem Schicksal, daß er trotz der größeren Mühe einfach die Verpflichtung habe, die Zeitung weiter zu beliefern.

Das merkte ich mir. Und wenn ich heute als Seniorin hin und wieder die Anstrengung scheue oder aus Bequemlichkeit nachgeben will oder mir sage, daß ich ein Recht auf «Altersgewinn» habe, leuchtet

das Vorbild des noch Älteren vor mir auf, der dank seiner Erfahrung und seines Wissens besser erkannt hat, was zu tun ist.

Vorbilder sind tatsächlich kein Privileg der Jugend. * * *

Nicht nur Höflichkeit

Wenn mich ein Mensch als Vorbild lange Jahre begleitet hat, so ist es jener große, blonde Irländer, der mich im Jahre 1938 in London mit seinem herzlichen «Welcome» begrüßte. Zu ihm gehörte seine kleine, schwarzgelockte Frau, mit feinem Gesicht und scharf blickenden graublauen Augen.

Dem nicht mehr jungen Ehepaar war ich als Hilfe für sein Baby sehr willkommen. Bald wurde ich Mädchen für alles, da das Dienstmädchen eines Tages nicht mehr erschien. Wie müde ich oft war und wie viel ich für das kleine Taschengeld gearbeitet habe, kam mir beim Lesen meines England-Tagebuches kürzlich wieder zum Bewußtsein.

Mehr als das: Ich entdeckte, daß ich als Zuschauer in eine Ehe- und Lebensschule geraten war, die mir den Blick schärfte für mitmenschliche Verhaltensweisen. Meine Missis war Buchhalterin von Beruf. Nun aber sollten Haushalt und Kindererziehung auch nach mathematischen Regeln vor sich gehen. Ich hatte manche Rüge einzustecken, wenn etwas nicht klappte, und bemühte mich, ihre gutgemeinten Programme einzuhalten. Bewundernswert an meiner Lady war ihre Planung der Budget-Einteilung und ihre künstlerische Fähigkeit, das Heim zu gestalten.

Ihr großzügiger Gatte lieb ihren Plänen ein williges Ohr, solange es das «Do it yourself»-Programm erlaubte. Er war ein unermüdlicher Schaffer. Am Morgen der Erste, der uns eine Tasse Tee ans Bett brachte, den Hund spazieren führte, Kohlen bereitstellte oder im Sommer ein Stück Rasen mähte. Dann frühstückte er und erreichte in zehn Minuten Marsch den Bahnhof, um noch vor neun Uhr in seinem Büro in London zu sein. Nach des Tages Arbeit kehrte er heiter und froh zurück, um nach dem Abendessen in der Küche zu helfen oder im Garten zu arbeiten.

Seine Frau hingegen war nach der kleinsten körperlichen Anstrengung schlechter Laune, nörgelte an allem herum und benahm sich oft wie ein kleines,

unartiges Kind. Anderntags konnte sie in aller Ruhe erklären: «It's not me, it's the devil inside.» «Es liegt nicht an mir. Es ist der Teufel in mir.» Ihre Unfähigkeit, diesen Teufel zu meistern, hätte in vielen Fällen genügt, eine Ehe zugrunde zu richten.

Was aber tat unser Gentleman? Er besaß eine wahre Hiobsgeduld und umgab seine Frau mit verständnisvoller Rücksicht, schob ihr ein Kissen in den Rücken, schürte das Feuer, brachte ihr etwas zu trinken und versuchte sie aufzuheitern. Er war ein ausgezeichnete Erzähler und konnte die Erlebnisse seines Tages bildhaft und mit Humor darstellen. Nie forderte er für sich selbst Mitleid oder Anerkennung. Freude zu bereiten und alles Böse zu bannen, war ihm vorbehalten.

In seiner Gegenwart fühlte sich auch das kleine Mädchen aus der Schweiz glücklich und geborgen. War unsere abendliche Lektion erledigt, gab es zum Ausklang schöne Musik. Er war es auch, der mein Stimmungsbarometer kontrollierte und mich ermahnte: «Take it easy!» wenn mich Ungerechtigkeiten traurig machten. Er sah in jedem Menschen das Gute und seine Liebe war auch seine Tugend.

Lohnt es sich da nicht, an das Gute zu glauben, und unsern Söhnen Beispiele ritterlichen und zuchtvollen Verhaltens voranzustellen? ***

Neue Wege

Ich war eine frischgebackene, junge Klavierlehrerin, ausgerüstet mit allem nötigen Wissen und Können, um mit vollen Segeln ins Berufsleben hinauszufahren. Unser Instrumentallehrer hatte uns als Abschluß einer gründlichen pädagogischen und methodischen Ausbildung die Ermahnung mitgegeben: «Seien Sie nur recht lieb und freundlich mit Ihren ersten Schülern, dann werden Sie sich bald eines großen Zulaufs erfreuen!»

Die Befolgung dieses Rates fiel mir nicht schwer, da ich von Haus aus Kinder sehr gern habe und mit ihnen umgehen kann. Schon nach verhältnismäßig kurzer Wirksamkeit hatte ich eine ansehnliche Schar «Kunstabflossener» um mich versammelt. Mit Ehrgeiz und wohl einiger pädagogischer Fähigkeit begabt, konnte ich bei den meisten Schülern rasche Fortschritte und treffliche instrumentale Leistungen erzielen, was mir den Ruf einer tüchtigen Klavierlehrerin – und eine schnell wachsende Kundenzahl einbrachte.

VEXIERBILD VOM ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS



Wo ist denn meine dritte Gans hingekommen?

Doch mit der Vergrößerung meines Wirkungskreises und zunehmender Unterrichtsroutine schwanden Freude und Begeisterung an meinem Beruf je länger je mehr dahin, und eines Tages hatte ich das Gefühl, doch nicht am richtigen Platz zu stehen. Ich wurde abwechslungsweise gleichgültig und gereizt in meinem Unterricht und trug mich allen Ernstes mit dem Gedanken ans Umsatteln.

Da kam mir beim Herumstöbern in einer Buchhandlung eine Schrift in die Hand über «Musik-erziehung durch den Klavierunterricht» von einer gewissen Frieda Schmidt-Maritz. Schon der Titel sagte, daß es sich hier um eine neue Zielsetzung handelte. Das war gerade, was ich brauchte, und kurz entschlossen erstand ich mir das Buch. Und je länger ich mich zuhause darein vertiefte, um so stärker wurde mein Wunsch, die Autorin persönlich kennenzulernen.

Einige Wochen später stand ich dann der sympathischen, warmherzigen Frau gegenüber, deren schlichte Erscheinung die starke künstlerische Persönlichkeit und Pionierin auf dem Gebiete der Musikpädagogik zunächst gar nicht vermuten ließ. – Es war die Wende!

Nun wurde ich als routinierte und erfolgreiche Klavierlehrerin wieder zur Schülerin und wanderte regelmäßig voll freudiger Erwartung zu dieser wunderbaren Frau in das Dorf hinauf, um mich in dem behaglichen Heim in der Kunst des Musikunterrichtens unterrichten zu lassen.

Es war ein neuer Weg. «Erst der Ton und dann das Zeichen!» sagte sie und zielte damit in erster Linie auf die Erweckung der im Kinde schlummern den schöpferischen Kräfte, auf die Entfaltung seiner musikalischen Erlebnisfähigkeit und eine umfassende Musikbildung vermittelt des Instrumentes, dessen gründliche Beherrschung selbstverständlich Hand in Hand dazu ging.

Es waren herrliche Stunden, die ich zu Füßen der verehrten Lehrerin und späteren Freundin verbringen durfte. Sie gab meinem Leben erst eigentlich den Sinn, den ich suchte – und von Umsatteln war natürlich keine Rede mehr. * * *

Das Dankesagen

Meine Knabenzeit verlebte ich als Bauernsohn in einem kleinen Dörfchen am Zürichsee. Wie die meisten Bauernbuben, mußte auch ich mithelfen auf

dem Feld. So auch beim Auskarsten der Kartoffeln. Wir hatten keinen Kartoffelpflug, sondern mußten die Arbeit von Hand verrichten.

Dazu stellte mein Vater zusätzlich eine ältere, aber noch rüstige Frau an, mit der ich als etwa Zwölfjähriger je morgens sieben Uhr auf den Acker ging um Kartoffeln auszutun. Wortlos begannen wir täglich unser Werk. Aber jedesmal nach etwa einer Viertelstunde hielt die Frau inne, stützte ihre beiden Hände auf den auf den Boden gestemmen Karststiel und betete laut, so daß ich jedes Wort verstehen konnte. Bei diesem Gebet, das nicht lang dauerte, dankte sie Gott dafür, daß sie arbeiten dürfe, und sie sagte auch, daß sie ihr Werk in betender Gesinnung verrichten wolle. Dann hob sie den Karst und arbeitete fort.

Inzwischen bin ich Pfarrer geworden, und ich habe in meinem Leben viele Gebete gehört, habe selbst viel gebetet und bete immer noch viel. Ich bin auch an Gebetszusammenkünften gewesen und habe Gebetsbücher gelesen. Ich habe aber die Beobachtung gemacht, daß unser menschliches Beten in starkem Maße egoistisch ist, insofern wir um Schutz und Segen bitten und dem himmlischen Vater unsere Wünsche vortragen.

Nie mehr habe ich in meinem Leben ein Gebet gehört, das gedankt hätte für die zufallende Arbeit, die doch von unsagbar vielen als Last empfunden wird und aus der man heraus will. Ob das nicht der falsche Weg ist? Mir ist diese Frau zum Vorbild geworden. Ich versuche seit damals auf dem Acker in betender Haltung das Tagewerk zu tun. Daß unsere Arbeit unser Gebet sei! * * *

Du hast, was du verdienst

Nachdem ich meine Grundausbildung hinter mich gebracht, die Offiziersschule bestanden und einige Jahre im Ausland zugebracht hatte, kehrte ich mit fünfundzwanzig Jahren in die Schweiz zurück, um wohl vorbereitet und energiegeladen mein Berufsziel anzustreben. Ich glaubte mich intelligent und zum Führer geboren, und in einem bestbekannten Verwaltungsbetrieb machte ich meine ersten praktischen Gehversuche.

Der Anfang war hart und enttäuschend. Unzweideutig mußte ich erfahren, daß man keineswegs auf mich gewartet hatte und ebensowenig gewillt war,

alterprobte Einrichtungen den kühnen Ideen eines unerfahrenen Neulings zu opfern. Doch diese Schule konnte mir nur von Nutzen sein. Ich war bereit, unten zu beginnen, arbeitete hart und machte mich bald zum geschätzten Mitarbeiter. Der Lohn war gut und die jährlichen Qualifikationen stempelten mich bald zum Nachwuchsmann. Und trotzdem fühlte ich mich unglücklich, ein gefragtes Glied in einer wertvollen Kette zwar, doch ohne viel Verantwortung und Kompetenzen und vor allem ohne Untergebene und ohne wirkliche Führungsaufgaben.

Da machte ich ganz zufällig die Bekanntschaft einer Persönlichkeit, die ich schon seit geraumer Zeit bewundert hatte. Beiläufig sprachen wir auch über die heutige Konjunktur mit ihren ungeahnten Möglichkeiten. Meine Ansicht, wonach wirkliche Positionen auch noch heute mehr oder weniger ersessen sein wollten, liess er nicht gelten. «Der Tüchtige bekleidet immer jene Position, die seinen Fähigkeiten entspricht», meinte er. «Ergibt sich ein Mißverhältnis, wechselt er notwendigerweise seinen Arbeitsplatz. Scheut er sich aber vor diesem Schritt, ja, dann hat er sich eben überschätzt. Sein Zögern beweist, daß er von seinen Fähigkeiten nicht überzeugt ist, oder aber, daß seine Tüchtigkeit jener wichtigen kleinen Teil fehlt, der ihm Mut verleihen würde, konsequent zu handeln.»

Nun, diese Äußerung des bewunderten Mannes war mir, wohl ungewollt und ganz unbewußt, zum beißenden Vorwurf geworden. Wichtig aber war, daß sie mir weiterhalf.

Bereits in den nächsten Wochen bewarb ich mich um eine Position, die ich mir vorher kaum zutraut hätte, und einige Wochen später war die Entscheidung gefallen. «Sie sind zwar um zehn Jahre zu jung, doch wir möchten Ihnen trotzdem die Chance geben», hieß es schlicht und einfach.

Und heute kann ich bereits auf einige Zeit der anspruchsvollen, aber in jeder Beziehung befriedigenden Tätigkeit in der Geschäftsleitung des bestbekannten Großbetriebes zurückblicken. So hat auch mir ein großes Vorbild, wenn auch ganz unbewußt, weitergeholfen.

* * *

Das hohe F

«Wird dein Leiden sich nicht enden,
Wird er seinen Tröster senden,
Der dich stark im Dulden macht.»

Ja – auch diesen Vers des alten Kirchenliedes sangen wir damals mit wenig Verständnis, waren wir selber doch erst fünfzehn Jahre alt und hatten junge, gesunde Glieder. Wir hielten nichts auf dieses Versprechen einer höheren Macht, weil das ja die Sache der Alten war, nicht die unsrige. So schien es mir damals.

Was mich im Jahre 1909 als Konfirmandin mehr interessierte, war die Tatsache, daß unser Herr Pfarrer, wenn er das Harmonium spielte, hin und wieder statt das hohe F das E tüpfte, wenn er zu dem Wort: «stark» kam. Ich war ziemlich musikalisch und fand, daß er das wohl einmal, aber nicht wiederholt tun sollte. Dann aber sagte ich mir, daß er es nicht aus Gleichgültigkeit tun könne, denn jedesmal sah ich, wie für eine Sekunde lang sein mir so sympathisches Gesicht sich trübte, als wäre es ihm leid.

Was ich eben nicht wußte und erst viel später erfuhr, war die Tatsache, daß unser guter Pfarrer Arthritis hatte in der linken Hand. Es tat ihm wohl furchtbar weh, wenn er den Daumen bis zum F so strecken mußte.

Jetzt, da ich dies schreibe, weiß ich es wohl, was das bedeutet, denn nun bin ich selber über siebenzig und habe Arthritis in der linken Hand. Es könnte wohl sein, daß auch ich an einem schlimmen Tag das E spielen würde statt das hohe F... Auf die Zähne beißen hat er mich gelehrt!

Der rechte Ernst

Ich war Medizinstudent, er mein unmittelbarer Vorgesetzter in meinem ersten Praktikum in einer westschweizerischen Universitätsklinik. Ich war noch unerfahren und unbeholfen mit den Kranken. Er nahm mich ernst, und trotzdem sagten wir du zueinander. Oft sprach er mit den Patienten oder den Schwestern ein frohes Wort. Jeder Kranke war ihm persönliches Anliegen, jede Krankheit eine wissenschaftliche Frage, die er richtig lösen wollte, entweder im Gespräch mit Kollegen oder in stillem Studium. Bescheidenheit war für ihn selbstverständlich. In der Freizeit kannte ich ihn nur wenig, er war ein zufriedener, lebenswürdiger Mensch. Er liebte diese Welt. Von andern erfuhr ich, daß er früher in Algerien und Vietnam gewesen war. Ein Theologiestudium hat seine chirurgische Laufbahn ergänzt. Er strahlte Licht aus.

An ihn denke ich, wenn grundsätzliche Fragen und Zweifel über unseren Beruf an mich herankommen. Sie kommen oft. Er war der erste Arzt, mit dem ich zusammenarbeitete. Durch die Erinnerung an ihn werde ich vom Sinn unseres Berufes auch unter schweren Umständen immer überzeugt bleiben. * * *

Umgekehrt

Damals ging es hart an einer Ehekrise vorbei. Abend für Abend war mein Mann beruflich außer Hause oder er arbeitete bis spät in seinem Studierzimmer. Mit meiner Flick- oder Näharbeit saß ich allein in der Wohnstube und grübelte über mein eintöniges Dasein nach. Ein Roboter, so warf ich meinem Mann vor, könnte meinen Platz gerade so gut einnehmen.

Wohl entging mir keine interessante Sendung am Radio, zudem las ich gerne und viel. Aber ich hätte doch so gerne und zu unserer Bereicherung mit meinem Mann über das Gehörte und Gelesene gesprochen. Dazu fehlte ihm aber die Zeit.

So entschloß ich mich zur Anmeldung an einer Abendschule, um das Diplom als Sozialarbeiterin zu machen. Drei Abende je Woche könnte ich mich frei machen zum Kursbesuch... die Kinder würden wohl schlafen und mich nicht vermissen... und am Tage würde ich gut ein bis zwei Stunden Zeit finden für Hausaufgaben.

Es sah alles so rosig aus. Ich saß bereits mit wachen Sinnen wieder auf der Schulbank: das Blickfeld weiten, andere Luft einatmen, aufpumpen, nicht mehr nur Hausfrau sein! Beim Geschirrwaschen setzte ich in Gedanken den zur Anmeldung benötigten Lebenslauf auf.

Und da bekam eines der Kinder eine Angina mit hohem Fieber. Jeden möglichen Augenblick mußte ich an seinem Bett sitzen und seine heißen Händchen halten. Langsam kamen erste Zweifel über die Nützlichkeit meiner neuen Pläne... Und dann stieß ich an einem Abend in einer Frauenzeitschrift auf ein paar Gedanken von Lady Clementine, die über ihre Ehe mit Winston Churchill schrieb. Sie habe sich ganz am Anfang vorgenommen, nur für ihren Mann dazusein und keine außerhäuslichen Verpflichtungen zu übernehmen. Sie, die Dame aus bestem Hause, mit einer vorzüglichen Bildung.

Wie klein und häßlich kam ich mir da plötzlich vor. Mein Traumschloß stürzte zusammen und ich erkannte, wo mein Platz war. Bei Mann und Kindern. * * *

Gerade so!

«Gerade so ein Pfarrer muß ich werden!» – Das Zitat stammt aus der Umfrage des Schweizer Spiegels, und ich möchte den Satz wörtlich meiner Antwort voranstellen.

Ein fünfzehnjähriger Gymnasiast, der miserabel rechnet, aber mit Leichtigkeit Aufsätze schreibt, lyrische Gedichte verfertigt und Schnitzelbänke aus dem Ärmel schüttelt, unter dessen Vorfahren zudem die Theologen einen Hauptharst ausmachen – weshalb sollte der nicht Pfarrer werden?

Aber mir mangelte es an Vorbildern. Die Pfarrerherren, die ich kannte, erschienen mir gar zu weltfremd. Im Unterricht kapitulierten sie vor den elementarsten disziplinarischen Schwierigkeiten; häufig erzählten sie die gleichen Geschichten ein wenig langweilig oder gekünstelt. Die einen schienen ihre Aufgabe mit unjugendlichen, salbungsvollen Reden, die andern mit peinlich-burschikosen Ausdrücken bewältigen zu wollen. Und einige gefielen sich darin, in ihrer Predigt vor allem gegen Kollegen einer andern kirchlichen Richtung zu polemisieren. Jahrelang wußte ich als überkritischer Bub nur: «So ein Pfarrer möchte ich auf keinen Fall werden, dann lieber gar keiner!»

Bis dann in den Osterferien der Blitz zündete. Ich begleitete meine Großeltern in die Kirche. Diese war, wie jeden Sonntag, bis auf den letzten Platz besetzt. Jenes ostschweizerische Dorf hielt viel auf seine bürgerlich-kirchliche Tradition. Der Kirchgang gehörte zur Selbstverständlichkeit. Man kam dunkel gekleidet ins Gotteshaus; Männer und Frauen saßen streng getrennt; man sang laut und kräftig. Man hielt im Dorf auch auf christliche Sitte. Nachbarn, die unter sich verfeindet lebten, zeigten ihren Streit wenigstens nicht vor der Öffentlichkeit, und der Anstand grenzte an Prüderie.

Der Pfarrer war ein betagter, gebildeter Mann, geachtet, aber von niemandem umschwärmt. Er lebte verbunden mit seiner Gemeinde, aber distanziert zu ihren einzelnen Gliedern.

An jenem Sonntag schilderte er die wichtigsten

Gestalten der Passionsgeschichte: Judas, der seinen Herrn verriet, Petrus, der ihn verleugnete. Nun folgte Pontius Pilatus, der skeptische Weltmann, der nichts mit Jesus selbst zu tun haben wollte und rein nach politischer Opportunität sein Urteil sprach.

Plötzlich hielt der Prediger in seiner wohlvorbereiteten Rede inne, blickte auf seine aufmerksamen Zuhörer, brach den Satz ab und sagte im Gesprächston: «Aber ich sehe: es ist ja niemand hier, der wie jener Pilatus denkt, und ich predige nicht gern zum Fenster hinaus. Lassen wir also Pilatus, und reden wir von den Pharisäern . . .»

Ich bin noch heute, nach vierzig Jahren, in denen ich allerhand Methoden kennen gelernt habe, durch rhetorische Mätzchen oder raffiniert eingeschaltete Kunstpausen einen gewollten Effekt zu erzielen: ich bin noch heute überzeugt, daß jener Gedankensprung unvorbereitet war. Denn der Blick des Predigers im entscheidenden Augenblick war viel mehr verlegen als überlegen. Er verlegte das Schwergewicht seiner Ansprache nicht der Wirkung, sondern der Wahrheit wegen, und es bedeutete ihm ein sachliches Anliegen, gerade hier deutlich von der Art der Pharisäer zu reden. Es folgte auch keine Strafpredigt über die selbstgerechten Frommen, sondern eine kurze Abhandlung über die Gefahren des grundsätzlich guten Gewissens: Die Pharisäer haben Christus ans Kreuz gebracht.

Gerade so ein Pfarrer wollte ich werden. Es ist mir – leider – nicht geglückt: ich bin anders geraten. Aber als Vorbild hat mir jener vornehm-bescheidene Landpfarrer mehr bedeutet als nachher die berühmtesten Professoren. O hätte ich ihm das doch einmal sagen können! * * *

Zuversicht

Von meinem zwölften Jahre an schrieb ich still für mich nieder, was mich bewegte. Der Beginn war ein Neujahrstag. Über meinem Vaterhaus lagen Kummer und Spannung. Aus dem Verlangen nach Licht stieg ich auf eine der Flühe über unserem Dorf, in der Tasche ein Blatt Papier und den Stummel eines Bleistiftes. Und dort, hoch oben löste sich der Druck, und ich hielt diese Empfindung schreibend fest.

Von da an war mein Weg vorgezeichnet. Ich schrieb Verse, Schulaufsätze, deren einzelne ganze

Zufall oder Ahnung?

Weitere prägnant gefasste Beiträge zu dieser Rubrik sind erwünscht und werden honoriert. Red.

Mein Grossvater betrieb im oberen Thurgau vor langer Zeit ein kleines Maurergeschäft. Damals wurde dort noch Hanf und Flachs gepflanzt, den man vor dem Spinnen längere Zeit ins Wasser legte. Damals hatte man kleine kreisrunde Weiherchen von vier bis fünf Meter Durchmesser und etwa anderthalb Meter Tiefe angelegt, die man «Rösli» nannte. Der Wasserspiegel war je nach dem Wetter etwa einen halben Meter unter dem Uferand.

Nun träumte mein Grossvater in einer Nacht, eines seiner Kinder namens Kathrinli sei ertrunken. Der Traum beunruhigte ihn am Morgen noch derart, dass er sich entschloss, nicht an die Arbeit in einem etwas entfernten Hof zu gehen, sondern zu Hause zu bleiben, um auf seine Kinder zu achten.

Gegen Mittag schämte er sich aber, dass er wegen eines Traumes so abergläubisch die Arbeit versäumte und begab sich nach dem Mittagessen nach dem nahen Dorf Salmsach, wo er etwas zu reparieren hatte. Um vier Uhr liess die Grossmutter durch die Kinder ein Vesperbrot an seinen Arbeitsplatz bringen. Auf dem Heimweg verliessen die Kinder die Landstrasse und machten «Fangis». Dabei stürzte das Kathrinli durch einen Stoss in das «Rösli» und ertrank. Keines der andern kleinen Kinder konnte helfen. Der Traum hatte leider recht behalten.

E. H.

Hefte füllten, und erste Veröffentlichungen in Zeitungen. Vom achtzehnten Jahre an arbeitete ich regelmäßig an Lokalblättern mit. Aber wehe, wenn das Veröffentlichte meinem Vater oder meinen nächsten Angehörigen nicht gefiel: dann setzte Widerstand gegen mein Schreiben ein, denn etwas so Ungewohntes hatte die Familie bisher nicht gekannt. Als Haus-tochter erzogen, durfte ich bildende Kurse besuchen, während zwei Wintern in der Stadt Vorlesungen an der Universität hören. Aushilfsweise arbeitete ich in der Bundesverwaltung, im Sommer werchte ich tagsüber in Haus und Garten. Und nachts schrieb ich.

War da ein Ziel, eine Lebensaufgabe vor auszusehen? Würde mein «Dichten» einmal Lebensinhalt bilden können? Wäre es möglich, auf mich selbst gestellt, aus der Enge, die ich zuhause empfand, auszubrechen, ohne einen eigentlichen Beruf gelernt zu haben? Ich war nun zweiundzwanzig, und zuweilen überfielen mich schwermütige Anwandlungen.

Da besuchte ich den Redaktor jener Lokalzeitung, die am meisten von mir druckte. Ob ich je auf meinem Talent würde aufbauen können, fragte ich den Erfahrenen. «Ja», hieß die Antwort. «Schreiben Sie unbeirrt weiter. Der Weg wird sich auftun. Sie dürfen zuversichtlich sein!»

Und wiederum geschah, was in jener Stunde auf der Fluh angehoben hatte: der Krampf löste sich, ich schrieb immer mehr und auch Erzählungen, die in den Feuilletonspalten und den Sonntagsblättern erschienen.

Es folgte ein Volontariat in einer mittelgroßen politischen Tageszeitung, später eine Stelle, und eines Tages holte mich eine angesehene, zweimal täglich erscheinende Zeitung als Mitglied ihres Redaktionsstabes!

Für immer aber bleibe ich jenem Redaktor des Lokalblattes dankbar, der mich aus den Zweifeln herausgehoben und in mir mit wenigen Worten Kräfte freigemacht hat, die mich zu einem sinnvollen Dasein führten. * * *

Erst spät

Ein Vorbild, das mir nicht nur viel, sondern alles bedeutet seit meiner Kindheit, ist meine Großmutter. Sie hatte ein schweres Leben. Ihr Mann besaß

ein kleines Bauunternehmen und trank oft über den Durst. Es waren acht Kinder da, und die Arbeiter des Großvaters mit am Tisch.

Viel Stille war um sie. Nichts Überflüssiges in ihrem Gehaben. Wenn sie sprach, dann nur Wesentliches. All unsere jugendlichen «Probleme» versanken in ihrer Umgebung wie in einem Meer. Ich kann mich eines lauten, harten Wortes von ihr nicht entsinnen. Wenn wir allzu böse zu ihr waren, verließ sie uns, ging in ihre Schlafstube und verschloß die Tür. Wahrscheinlich sprach sie da mit ihrem Meister, Christus. Jedenfalls kam sie immer ruhig und gütig wieder zu uns.

Sie hatte eine eigentümliche Art, die Menschen anzusehen mit ihren großen, dunklen und klaren Augen. Jedermann wußte, daß man diesen Augen nichts vormachen kann. Sie schienen uns nie zu sehen, wie wir sind, sondern immer, wie wir sein könnten. Sie war die erste und die letzte bei ihrer Arbeit, von morgens früh bis abends spät. Es bedurfte wenig erzieherischer Worte und pädagogischer Vorträge. Sie lehrte uns beten und arbeiten. Aber sie war eine farbige Beterin. Ihr Garten stand voller der schönsten Blumen, die sie immer selber zog, da das Geld für Setzlinge ja nie gereicht hätte.

Ihr Haus war, trotz seiner Einfachheit, immer sauber und einladend. Sie lehrte uns, das schöne, hiesige Leben gestalten, lieben und ehren, ohne daran zu hängen. Ich erinnere mich einer reichen Nachbarin, einer Anwältin, die oft in den Garten kam. Sie übersteigerte sich in heftigen Lobreden über den Garten, redete und redete – und die Großmutter blieb ganz still. Auf einmal verstummte auch die Dame und fragte ganz verwundert und leise: «Wie machen Sie es denn eigentlich, daß Sie so glücklich, so zufrieden sind?» Und darauf überreichte ihr die Großmutter einen ihrer herrlichen Blumensträuße, lächelte und entließ sie.

Später verließ ich das Haus der Großmutter. Ich begegnete großen Menschen in Kunst und Wissenschaft und sammelte reiche Erfahrungen. Ich habe nun selbst ein Haus und Kinder und pflege meinen Garten, in demselben Sinne wie es mich die Großmutter gelehrt hat. Und ich muß oft daran denken, daß sie mir einmal gesagt hat: «Die Liebe – die Liebe versteht man erst ganz spät.» * * *